

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1931

229 (3.10.1931) Die Mußestunde

ersten Zündung nur eine unvollkommene Verbrennung erfolgt, und nach der zweiten Zündung unter Beimischung von frischer Luft eine vollkommene Verbrennung erreicht wird. Der Arbeitsvorgang beim Selbstmotor sieht so aus: 1. Ansaugen und Verdichten eines luftarmen Brennstoffgemisches. 2. Kompression und Zündung. 3. Unvollständige Verbrennung und Expansion. 4. Zweite Kompression. 5. Zweite Verbrennung und Expansion. 6. Auslösen der Verbrennungsphase.

Es ist auf den ersten Blick zu erkennen, daß so tatsächlich eine stofflose Verbrennung erfolgen muß und daß bei einem solchen Motor Ersparnisse erzielt werden müssen, die unsere höchsten Erwartungen übertreffen.

Literatur

Alle an dieser Stelle besprochenen und angeführten Bücher und Zeitschriften können von unserer Verlags-Buchhandlung bezogen werden.

Die „Sozialistischen Monatshefte“, redigiert von Dr. J. Bloch (Gesamtherausgeber: Berlin W. 35, Potsdamer Straße 121 h) haben wieder das Septemberheft ihres 37. Jahrganges erscheinen lassen. Aus diesem Heft sind hervorzuheben: Das Ende der Lohnregulierung, von Paul Baumbach; Die Unbegreifbaren, von Dr. Carl Mierendorff; Mitleid des Reichstags — Bankenkrise oder Wirtschaftskrisis?, von Julius Kallist — Reparationen und Finanzkrise, von Richard Teubert — Die nationale Idee und die Sozialdemokratie, von Paul Kampffmeyer — Kartatopolitik und Arbeiterklasse, von Karl Wobling — Deutschland und Frankreich: die Geschichte ihrer Entfremdung, von Felix Schilling — Das Werden des amerikanischen Imperialismus, von Ernst Untermyer — Ueber Rache Kolonial, von Dr. Adolf Reiche — Unruhe, von Walter Bauer — Wirtschaftskrisis und Außenpolitik, von Dr. Walter Maas — Die innenpolitische Situation in Deutschland, von W. Rönemann — Arbeitslosigkeit, von Dr. Walter Bahl — Rassistische und nachrassistische Philosophie, von Dr. Christian Hermann — Der Exilismus, von Dr. Hugo Börs — Die Monopolkrise, von Dr. Kurt Richter — Goats' 100. Geburtstag, von Dr. Otto Bratistov — Die Produktionskostensteigerung in der Landwirtschaft, von Dr. Hans Wildbrandt — Die Leiden: Elio Breniano, Armando Pallares, August Forel, Maria Slavona, Hector Krebs; und anderes mehr. Der Preis des Heftes beträgt 1.— M., der eines Vierteljahresabonnements 3.— M. Probehefte stehen auf Verlangen beim Verlag kostenlos zur Verfügung.

„Gegen den Kulturpessimismus“ behauptet sich eine Broschüre von Kurt Käßel aus dem Verlag Paul Müller, München. Sie bildet einen Teil einer Bucherserie „Christliche Weltanschauung“ und charakterisiert sich als ein mit ganz billigen Argumenten in der Form eines Rationalismus arbeitendes Pamphlet, das sich offenbar lediglich an die Kreise der Kulturliberalen und bereits vorher Ueberzeugten wendet und sich daher auch kaum über das Niveau der üblichen Zeitungskritik erheben wird. Sehr verlockend sind die Gründe nicht, die den Verlag zur Uebersetzung der Broschüre an uns bewegen haben. Daß wir mit dem Inhalt einig gehen, kann er bei dieser allzu summarischen Abfertigung des Kulturpessimismus als einer „geltingen Seuche“ von uns nicht erwarten. Schließlich muß doch auch den Christen der Gedanke kommen, daß ja nur deshalb, weil die christliche Lehre in den fast 2000 Jahren ihres Bestehens in der Welt noch nicht verwirrt wurde, ein Uedon nach neuen Lebens- und Gesellschaftsformen notwendig wurde. Gegenüber dem Neuen, was im Weltkrisis zum Vorschein drängt, kann man nicht einfach auf die christliche Lehre verweisen. Die hat verfallen, und auch der neue Appell Adels wird kaum bessere Resultate zeitigen. Somit hat auch die Schrift im ganzen nichts zu bieten; wir geben aber zu, daß sie gegen Schluß, wo sie von der Ueberzeugung und ihren künftigen Auswirkungen handelt, einige interessante Stellen besitzt, über die wir uns recht freuen können.

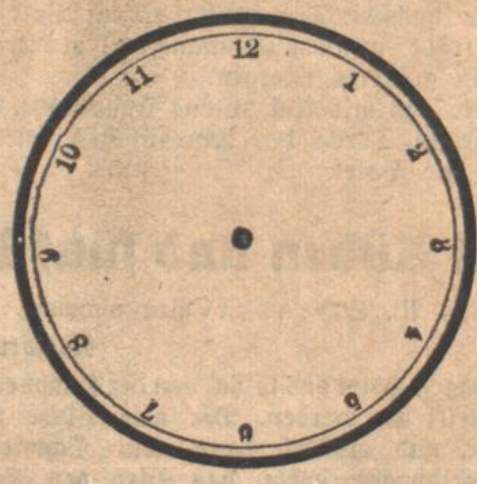
Die Kritik in der Medizin. Von Dr. Edwin Bloch. (1. Heft der Schriftreihe „Kritik und Aufbau in Wissenschaft und Kunst“, herausgegeben von Heinz. Vert.) Verlag G. Braun, Karlsruhe. Preis 1,50 M., bei größerem Bezug Portofree. Der Aufsatz des Bloch von der Medizin bezieht sich heute in so allgemein fäthbarer Weise, daß man für die verteilende Schrift eines erfahrenen Arztes dankbar sein muß, der die Gründe hierfür untersucht. Zwar haben schon bekannte Universitätsprofessoren auf die „Kritik in der Medizin“ Rücksicht genommen, aber die gesamte Verzeihung hat sich noch nicht umgewandelt. Deshalb mußte es zu dem unheimlichen Erfolg solcher Rundbriefe die Welt in Gesundheits- und tausend anderen Völkern. Der Verfasser vertritt, im Gegensatz zu solchen gefährlichen Wunden, das neue Wissen lehrbar zu machen, die Volkswirtschaft mit der Wissenschaft zu verbinden und eine neue Krankenbehandlung zu erreichen. Das neue Freiluft-Krankenhaus wird vorkommen, das in Zukunft ein „Gesundungsbau“ sein soll. Da jeder Arzt und jeder Arzt zur Bereinigung dieser Gedanken des kommenden Aufbaus wichtig ist, sollte es niemand unterlassen, diese gute Zusammenfassung zu lesen und sich nutzbar zu machen.

„Bunt“, der Hirtroman von Hans Hossendorf (Verlag der Mündener Miltlerien, Knorr & Hirth G. m. b. H., München. Geb. 3 M., geb. 4 M.) ist ein großer Bucherfolg. Innerhalb ganz kurzer Zeit liegt jetzt bereits die vierte Auflage vor. Der Verfasser, der schon als Künzelnähriger mit einem Rufus gereicht ist und auch bisher noch im Zusammenleben mit Klonen, Pompeu und Kriffin Gutz und Geben des Hirtensmenschen studiert hat, setzt uns das Leben rund um die Manege, wie es wirklich ist, führt uns in die Wohnwagen, in die Ställe und bringt uns das Kriffinwort menschlich näher. Im Mittelpunkt der Handlung steht Wut, der berühmte Klonen mit der Fernnummer, so ganz das Gegenstück unserer bisherigen Vorstellung eines Hirtensmenschen: ein glitzer, wenn auch löblicher Mensch, Doktor der Medizin, den seine grenzenlose Fertigkeit und sein Kriffinheit in die Manege geführt hat.

3. Bausteine: Die Uhr. Aus dem Russischen von M. Einstein. Mit farbigen Umkleebild und Randzeichnungen von W. Put. 68 Seiten. Soldaten 1,70 Mark. Verlag der Jugendinternationale Berlin. — Bettja Walet ist ein kleiner russischer Stroch, der, wie damals viele seiner Kameraden, die durch Revolution und Bürgerkrieg eltern- und heimlos geworden sind, sich betruht und flehend durchs Leben schält. Als er eines Tages einen Wranfanden mannt, wird er erwischt und auf die Post gebracht. Dort steht er einem verhassten Fremdenbild eine goldene Uhr, die er so rasch wie möglich in eine falsche höchst materielle Genüsse umzuwandeln beabsichtigt. Aber er kommt nicht dazu. Die Uhr reißt ihn in eine Kette tragikomischer Abenteuer und Zufälle, die ihn letzten Endes auf den Weg zu einem besseren und nützlicheren Leben führen.

Käselecke

Uhren-Käselecke



- | | |
|------------------------|-----------------------|
| 1-2 = Strom in Rußland | 5-8 = desgleichen |
| 1-4 = Genußmittel | 7-8 = Verhältniswort |
| 6-7 = Nahrungsmittel | 5-12 = Behälter |
| 6-8 = Fürwort | 9-12 = desgleichen |
| 1-8 = Getränk | 9-4 = Christbaumshnud |
| | 1-12 = ? |

Umwandlungs-Käselecke

„Ses, bist juna!“

Das „i“ von „juna“ ist durch ein „e“ zu ersetzen, worauf man durch Umstellung der Buchstaben ein Wort zu bilden hat, das zu Beginn der rauhen Jahreszeit oft genannt wird.

Käselecke

- Bilderkäselecke: Der Preis des Sieges sei des Kampfes wert!
 Silben-Käselecke: 1. Kula, 2. Clamin, 3. Kudoff, 4. Bobega, 5. Sudermann, 6. Leibing Verhianfang.
 Kitzline Wöningen landen ein: Julius Grimmer, Karlsruhe; Karl Ungerer, Speyerberg.

Witz und Humor

Frommer Kunst. Muzger, der Dichter der „Böhème“, war im Theater gewesen. Als er sich nach Schluß der Vorstellung seinen Mantel zurückgeben ließ, betrachtete er ihn von allen Seiten, prüfte den Stoff, ja schnüffelte sogar daran.
 „Ist es nicht Ihr Mantel, Monsieur?“ fragte die Garderobefrau.
 „Oh doch“, war die Antwort, „aber ich hatte gehofft, es wäre ein anderer.“

Eine verzeihliche Sünde. Ein norwegischer König war ein frommer Mann, und er lag darauf, daß auch sein ganzer Hofstaat die Gebote der Kirche gewissenhaft erfüllte. Eines Tages traf er einen Hösling, der ein Stück Fleisch verachtete. „Wie“, rief der König aus, „du isst an einem Fasttage Fleisch? Sa, weißt du denn nicht, daß du nie in den Himmel kommen kannst, wenn du so etwas isst?“
 „Majestät“, sagte da der Hösling, „wenn zwischen dem himmlischen Vater und mir nichts weiter steht als dieses Stückchen Fleisch, so sind wir wahrhaftig nicht weit voneinander entfernt.“

Bergebene Liebesmüh. Professor: „Weider sind viele der Studentinnen keineswegs in dem erforderlichen Ausmaß tüchtig und erreichen nicht das Ziel der Hochschule.“
 Studentin: „Sa, ich weiß. Ich habe auch schon gehört, daß viele selbst in der Univerfität keinen Mann finden.“

Selbstam. Lehrerin: „Du hast niemals etwas von den 10 Geboten gehört? Wie heißt du denn?“
 Schulfünge: „Moses.“

Auch eine Frage: Katia: „Ach geh, ich bin dir doch ganz egal!“
 Heinrich: „Im Gegenteil! Ich möchte dich sogar fransen, ob du mich heiraten willst!“
 Katia: „Soll das ein Heiratsantrag sein?“
 Heinrich: „Nein, eine Umfrage für das Statistische Landesamt.“

Verfähtig. „Kannst du schwimmen?“
 „Das hängt davon ab, ob der Bademeister in der Nähe ist.“

Die Ueberraschung. Der Mann kam unerwartet von der Reise zurück.
 „Spate deine Ausreden, Weib! Ich weiß alles! Du betrügst mich!“

„Du mich auch!“ lachte die Frau hysterisch.
 „Ich soll dich betrogen haben? Wieo denn?“
 „Sachst, du laatest, du wolltest eine Woche waschleiben, und nun kommst du schon heute!“

(Aus der letzten erschienenen Nr. 34 der „Lustigen Blätter“ (Verlag Dr. Sells-Enssler A.-G., Berlin SW. 68), die zum Preise von 50 Pfennig überall zu haben ist.)

Verantwortlicher Schriftleiter: Redakteur S. Winter, Karlsruhe.

Die Mußbestunde

Zur Unterhaltung und Belehrung

40. Woche 51. Jahrgang Unterhaltungsbeilage des Volksfreund Karlsruhe, 3. Oktober 1931

Herbstpuck

Von Ernst Schöne.

Sturm zerbricht die Kette,
 Jagt das gelbe Laub,
 Welche Blumenreste
 Sinken in den Staub.

Sträßen, Felder, Gassen
 Sieh'n verträumt und leer.
 Und ein Lied: Verlassen!
 Klingt von ferne her.

Regen strömt hernieder,
 Sturm heult weit und breit.
 Alle meine Lieber
 Sind voll Traurigkeit.

Die ruhige Stadt

Von Helmut Sauri.

Als Paul in die niedrige Friseurstube eintrat, betraf er den Meister schlafend neben dem Ofen.

Paul setzte sich leise in einen der federgepolsterten Sessel und beschloß zu warten, denn schließlich, so dachte er, muß der Mann ja einmal aufwachen. Schon nach zehn Minuten seigte es sich, wie begründet diese Hoffnung gewesen war: der Mann tat einen lauten Schnauer, erhob den Kopf, den er im Schlaf wie eine überflüssige Sache auf die Seite hatte fallen lassen, rief sich die Augen, klemmte den Zwicker auf die Nase, gewahrte mit Verwunderung den Gast, begrüßte ihn, ohne sich jedoch zu entschuldigen, und rief mit tiefer Stimme: „Goon? Kundschäft!“

Kun. Goon, der Gelle, hatte seinerseits hinter dem Labentisch geschlafen. Durch den schmalen, schrankförmigen Tischschlitz aus Glas war er verborgen geblieben, und erst jetzt merkte Paul, daß außer ihm selbst und dem Meister noch jemand in dem Raum vorhanden gewesen war.

„Mir scheint, du hast geschlafen“, knurrte der Alte.
 „Geschlafen?“ erhohte er sich. „So kann mans nicht nennen.“
 „Aho doch! Nun leben Sie sich dieses Stück von einem Menschen an!“ lachte der Meister zu Paul. „Hat keine Eltern mehr und schläft, während er arbeiten sollte. Ich werde den Bessel noch auf die Straße setzen.“

„Ein Friseur muß ausgeschlafen sein“, erwiderte Paul mit milder Stimme. „Wie leicht kann es sonst geschehen, daß ihm vor Müdigkeit das Messer aus der Hand gleitet. Bedenken Sie: die Folgen wären unter Umständen schrecklich!“

„Nun ja, unfer Beruf ist ein verantwortungsvoller Beruf“, meinte der Alte geschmeichelt. „Da mögen Sie Recht haben.“

„Geradezu schrecklich wären die Folgen“, sagte Paul sinnend. „So eine Verantwortung ist ein schweres Kreuz.“

Der Meister schielte misstrauisch zu ihm hinüber und sagte herausfordernd: „Ach, man soll nicht übertreiben. Es ist halb so schlimm, der Junge hat genug Zeit zum Ausschlafen. Die Nacht ist lana.“

„In der Jugend sind die Nächte manchmal zu kurz“, flötete Paul boshaft.

Egon grinste unverfäht. Das Rasiermesser tat einen winzigen Schnitt in Pauls linke Kinnseite.

„Jaja, die heutige Jugend!“ lachte der Alte voll Uebersetzung. „Es folgte ein Gespräch über die heutige Jugend.“

Als Paul nach beendeter Prozedur aus dem Laden trat, breitete schon die Abenddämmerung ihre ersten Schleier über den Rathausplatz. Die Straße lag verlassen. Das Leben der Bürger, das in aller Welt auf Straßen und Plätzen noch einmal betriebam und mit wichtiger Gebärde einhergeht, ehe es sich vor der gefährlichen Unübersichtlichkeit der Nacht in die Häuser rettet und um die Tischlampen sammelt — hier schien es weggefegt zu sein, ausga-

rotet mit Stumpf und Stiel oder abgewaschen von dem unerbittlichen Regen dieses Herbstes und fortgeschwitten, unbegreiflich wohn.

„Möbin, möbin“, fragte sich Paul, denn er war fest davon überzeugt, daß er nicht auf die Dauer vor der Tür der Friseurstube stehen bleiben würde. Eifrig spähte er die Straße hinauf und hinab nach einem Opfer, mit dem er sich über das schlechte Wetter und den Winterschlaf in Natur und Menschenleben hätte unterhalten können. Aber niemand ließ sich blicken. Er erinnerte sich des Bildes, das er neulich in einer illustrierten Zeitschrift gesehen hatte: am Mast einer Segelacht lehnte da ein schlankes Mädchen, der Wind hatte ihr das blonde Haar zerzaust, aus dem hübschen Rudengesicht blickten zwei große Augen schalkhaft den Betrachter an. „So wahr ich Paul heiße“, schwor sich der Mann wehmütig, „sie könnte jetzt ihr Glück bei mir machen.“

Aber sie kam nicht. Vielleicht hatte sie gerade jetzt andere Sorgen, wer konnte wissen. Es kam überhaupt niemand. Die Straße blieb menschenleer. Die kleinen Häuser starrten aus ihren tausend gläsernen, mit Gardinen verhängten Augen blind in die Welt. Die Haustüren lagen fest in den Schließern. Da und dort schimmerte aus den wenigen Geschäften trüb das elektrische Licht durch die Scheinwerfer.

„Wo bleiben die Menschen“, grübelte Paul. „Denn doch nur von ihnen her kommt aller Sinn zu diesen Dingen; zu den Häusern, Geschäften, Schaufenstern und elektrischen Glühbirnen. Häuser sind da, um bewohnt zu werden, Schaufenster, um anzulocken und Glühbirnen, um zu leuchten“, philosophierte er. „Aber hier warten erst alle Dinge, daß jemand komme und Besitz ergreife. Zu denken, daß in diesen Häusern hundert Stuben sind! In jeder Stube steht ein Bett, mit weißer Leinwand überzogen, die leicht nach Seite duftet und Erwartung atmet.“

Paul änderte sich eine Zigarette an. Sollte er auf sein Zimmer gehen und lesen? Briefe schreiben? Radio hören? Er konnte sich nicht entschließen, er fühlte sich träg, faul und war zu rein gar nichts aufgelegt. „Anzeichen von akuter Verblödung“, stellte er fest. Aber das gehöre mit zur Kur, hatte ihm der Arzt gesagt. „Gut“, tröstete sich Paul, „je schlechter es dem Hirn geht, desto jastvoller arbeiten die anderen Körperteile.“

Er schlenderte die Straße hinab, am Kurhaus vorbei, an den Hotels und Pensionen, auf deren äußerer Seite posteummobene Worte lockten: Waldschlößchen, Schwarzwalddhaus, Charlottenruhe, Haus Ingeborg, „Inleborf“ brummte er. Vor einem kleinen Café blieb er stehen und spähte durch die Fenster. Es war hell erleuchtet, aber leer. Ach, noch in der vorigen Woche hatte hier beim Tanz ein Weibchen von der eifersüchtigen Kavalin Schläge bezogen. „Bravo“, hatte er damals ausgerufen, „da capo, ich bin auch so dankbar für jedes Lebenszeichen!“ Herrlich aufregend war das gewesen, noch zwei Tage lang hatte man davon achtern können. Aber nun gab es auch so etwas nicht mehr.

Paul ging weiter und kam zu der kleinen Brücke, die das glucksende, lustig tollende Wasser der Alb überspannt. Ueber die steinerne Brüstung gelehnt, zählte er die Fortellen, die hier, an dieser ziemlich leichten Stelle des Baches ihren Verblödungspunkt haben schienen. Heute sah er nur drei, aber sicher waren die anderen in der Dämmerung nicht mehr zu erkennen. Unbeweglich lagen sie, mit dem Kopf gegen die beträchtliche Strömung gerichtet, dicht über dem Sandboden. „Wie sie das fertig bringen, ohne den Körper zu bewegen“, wunderte sich Paul. Kaum, daß sie einmal mit der Schwanzflosse eine flüchtige Wendung ausführten. Aber nicht nur jetzt, auch sonst laaen sie meist — manchmal während Stunden — auf der gleichen Stelle, ruben träge und stellten sich gegen den Strom.

„Wie alles und alle in diesem festsamen Ort“, verglich Paul. „Sie schauen nicht nach rechts und nicht nach links, gehen nicht vorwärts, aber auch nicht rückwärts. Sie stehen ganz und gar still über dem seichten, windgeschützten Fleck Erde, der ihnen die Welt bedeutet. Sie wissen nichts von der Zeit und dem Strom des Lebens, den ihnen der Sommer von außen zuträgt, flieht niemals durch sie hindurch.“

Paul erinnerte sich, wie er eines Tages in Marseille, auch über eine feinerne Brüstung gelebt, während der Mittagszeit auf das faulige überförmte Wasser des Hafens hinabgestarrt hatte. Neben ihm rädelten sich in der Sonne ein paar Matrosen, Birnen und Zubälter. Aus den nahen Kasketten hörte man Weibergeschrei und ein Gedudel wie von vielen Drebergeln. Da plötzlich schob aus der faulenden Brüste des Wassers blitzschnell ein riesiger Kal empor, erschauerte den Boden, den jemand hatte fallen lassen; und tauchte lautlos wieder hinab: das Werk einer Sekunde. Aber in der einzigen Sekunde hatte Paul diese ganze wundervolle, grauenhafte Stadt Marseille gesehen.

Nun, hier schnappte niemand. Hier lag man still unter der Oberfläche, gab sich der Verdauung hin und wartete satt und geduldig, bis die Zeit neue Nahrung heranschwemmte.

Aber eines verstand man vortrefflich: die Leiber derjenigen zu mühen, die da zahlen konnten. Denn dieses war das Geschäft, von dem man lebte. Jedoch das Geschäft hatte die Menschen verdorben. Die Gräber auf dem kleinen Friedhof waren mit Gras überwuchert, die Farbe auf den Holzkreuzen wurde niemals erneuert und die Namen der Toten waren abgewaschen vom Regen und verblasen. Und noch eines vergaßen die Menschen hier in diesem seltsamen Ort: die große Zeit und das tolle, wunderbare Leben.

Als Paul überglänzt in seinem Hotel ankam, fand er ein Telegramm auf dem Tisch, riss es auf und las: Schlimmes Ereignis, komme sofort nach Hause. Betroffen buchstabierte er Wort um Wort. Aber dann kam Leben in ihn, er stürzte zum Schrank, riss die Kleider heraus und setzte den Koffer unter dem Bett hervor. Abreisen. Fort. Etwas Schlimmes? Aber gleichviel, es hat sich doch wenigstens etwas ereignet! Endlich hat sich etwas ereignet! sprühte und dröhte es in ihm.

Und plötzlich wußte er klar: auf nichts anderes hatte er sechs lange Wochen hindurch in dem stillen Ort gewartet, als auf diese eine Nachricht.

Im fünften Erdteil

(Tagebuch einer Weltreise.)

Von Kurt Offenburger.

Hi da Canberra?

Morgens um sechs kam ich an, nach einer wundervollen Fahrt durch eine warme mondhele Nacht: das Kreuz des Südens stand manchmal im Fensterrahmen, und die geringbarten Bäume glitten vorüber wie hobe weiße Gespenster. Mit mir stiegen noch zwei Reisende aus, ein junger Burische mit seinem Mädchen, und drei Menschen fanden verloren auf dem einsamen Bahndorf der australischen Hauptstadt — Canberra.

Nicht dreihundert, noch nicht einmal dreihundert, sondern nur drei Menschen brachte der Nachtschnellzug Sydney-Canberra bis hierher. Und er wäre gefahren, selbst wenn er von Goulburn ab einer Verbindungsstation auf halbem Wee, keinen einzigen Passagier mehr gehabt hätte. Denn er hat täglich die Post zu bringen, die Regierungspost.

Ich ging durch den kleinen Bahndorf und stand in der — Einöde. Ich hielt Umschau nach allen Seiten, aber da war kein Haus zu sehen; und auch der Omnibus, der fahrplanmäßig Anschluß an den Nachtzug haben sollte, war nirgends zu entdecken. Da sagte der junge Mensch neben mir:

„Erzählen Sie, wissen Sie, wann der Bus fährt?“

„Um sechs“, antwortete ich und zeigte ihm meinen Fahrplan.

Inzwischen fanden wir — die Schalter waren geschlossen und Bahnrechner nicht zu sehen — eine Bekanntmachung neben dem Eingang, die besagte: Erster Bus um 8.30 a. m.

„Dann!“ sagte der Australier zu seinem Mädchen, das zustimmend nickte; und als ob der Fluch gebissen hätte, kam plötzlich eine Taxi daber. Nicht gerade sehr eilig; immerhin, sie war da und wir waren herzlich froh.

Es ging über breite, tabellos neue Asphaltstraßen, arosartige Alleen, eingefahrt von Blumenbeeten. Einmal waren etliche Häuser zu sehen, aber wenigstens die roten und grünen Wellblechdächer. Aber wir hielten nicht. Also ein Vorort, sagte ich mir; und nach einigen Meilen mehr, tauchten abermals ein paar Häuser auf. Sie hatten Schaufenster und Schilder waren aufgemalt: also Geschäfte. Doch vergeblich spähte ich zu beiden Seiten des Weges nach Wohnhäusern, die wohl irgendwo in der Nähe sein mußten. Geschäfte ohne Kundenschaft?

Im „Herzen“ der Hauptstadt.

Schließlich kam ich im „Herzen“ Canberras an, nach einer halbständigen Fahrt, während der uns kein einziges Auto, geschweige ein Fußgänger, begegnete.

Im Hotel herrschte noch tiefe Nachtstube. Ein Kellner, fragenlos und ungewaschen tauchte auf und hatte die Freundlichkeit, mir ein Zimmer anzuweisen. Er führte mich durch einen entzückenden Garten, der im Halbkreis von den Zimmern umschlossen

wurde. Sie lagen alle auf ebener Erde, und stets eine Gruppe von vier war zu einem Pavillon aufgeschlossen. Sie waren untereinander verbunden, und um das Ganze zog sich eine gedeckte Wandelhalle nach dem Garten zu. „Hier ergeben sich die Staatsleiter vor großen Entscheidungen“, sagte ich mir, „hier suchen sie Sammlung nach dem Vorbild Platos — wenn sie ausgeschlafen haben“.

„Die Kellner werden erst um neun geöffnet, Herr“, sagte der Kellner.

Jetzt war es kurz vor sieben. Um neun geöffnet? Das heißt: vor elf ist niemand zu sprechen, der wirklich etwas zu sagen hat. (In deutschen Ministerien ist's nicht anders.) Es war ein Irrtum, wie sich später herausstellte: einige Minister sahen schon um sieben hinter den Akt — in Canberra, Australien.

Inzwischen begab ich mich auf eine erste Entdeckungstour durch die Bundeshauptstadt. Ich ging eine weite Allee hinunter. Allee ist eigentlich ein Widerspruch, denn in zwanzig Jahren einmal werden die Räume Schatten geben. Nach einer Viertelstunde kam ich vor ein großes weißes Gebäude, in einem klaren Stil erbaut: das Bundesparlament. Hier sind die Minister zu Hause und der australische Reichstag. Nicht allzu weit davon entfernt sind die Ministerien, die Büros der Regierungsbeamten, das Postamt und ein zweites Hotel. Auch das Kino sei nicht vergessen, seine Fassade erinnerte an ein Krematorium. Damit hörte das „Herz“ auf.

Kingsumber war Weiße, Menschenleere; die gleiche großartige Weiße und Menschenleere, die das charakteristischste Merkmal dieses Erdteils ist. Ich sah über künstlich angelegte Parks hin, an die sich dichter Busch angeschlossen; nach der einen Seite verlor er sich in die Ebene; nach der andern zwischen Hügeln — und fern am Horizont — nach den schneebedeckten Alpen zu.

Landwirtschaftlich ist sie nicht überlegen, diese neue Hauptstadt, und die klimatischen Verhältnisse sind ausgezeichnet. Auch hat sie einen eigenen Hafen, Terdis Bay. Weshalb soll Canberra nicht seinen Hafen haben? Hatte Rom nicht einst Ostia? Und was den Römern recht war, kann den Australiern nur billiger sein.

Für und gegen.

Es wird viel geschimpft über Canberra. Nicht nur in den Zeitungen, auch von den Parlamentariern selbst. Denn seit einigen Jahren hat man entdeckt, daß diese Stadt, um die herum ein eigener Staat (Federal Capital Territory) gegründet wurde, ein sehr kostspieliges Vergnügen ist. Die einmalige Ausgabe von 20 Millionen Pfund, das wäre nicht das Schlimmste, aber die Verzinsung und die fortlaufende Unterhaltung (2.130.488 Pfund Sterling nach dem jüngsten Ausweis) von Elektrizitätswerk, von Gartenanlagen und Omnibusbetrieb, Weiterführung der Eisenbahn ins Federal Gebiet, der Hotels für die sich kein Privatunternehmer mehr fand nach einigen Jahren: diese Ausgaben verteuern die Rechnung.

„Wir sind nur sechseinhalb Millionen Bevölkerung“, sagen eifrige Abgeordnete, und müssen sparen. Wenn wir einmal fünfzig Millionen Menschen in Australien haben, ja dann...“

Ein Körnchen Wahrheit liegt in diesem Argument: Canberra, nach dem Vorbild Washingtons aufgebaut, sogar verschwenderisch über dessen Ausmaße hinaus, wird für ein fünftages, dicht besiedeltes Australien tragbar sein. Aber auch so wie Australien heute ist, fast menschenleer, muß es seine einmal geschaffene Hauptstadt in Kauf nehmen. Denn prüft man den Einwand gegen Canberra etwas näher, so sieht man erst wie zweisichtig die Begründung ist. Den Herrn Parlamentariern und den Regierungsbeamten ist es nicht genehm, in der Einde zu sitzen. Die Abgeordneten zwar nur so lange das Parlament tagt (von Freitag nachmittag bis Montag früh fahren sie obendies nach Hause, wenn sie nicht allzuweit her kommen, nämlich nicht von Brisbane oder Melbourne, eine Strecke von über 900 Meilen; oder gar von Perth in Westaustralien, wovon es dreimal so weit ist). Die Ministerialbeamten aber müssen das ganze Jahr aushalten, wofür sie als Schmerzensgeld eine Sonderzulage bekommen. Die Aermsten! ...

„Canberra aufgeben! So rasch wie möglich“. Das ist der Kriegsruß der Unzufriedenen und der Zeitungen.

Man darf mit Recht bezweifeln, ob es klug wäre, das einmal Geschaffene verfallen zu lassen, das Bundesparlament und den ganzen großen Beamtenapparat mit allem Drum und Dran nach Sydney oder Melbourne zu verlegen. Dadurch würde nicht allzuviel gespart: die Zinsenszahlung ließe weiter, ebenso die Beamtengehälter, zwar um ein Geringes vermindert. Aber die materielle Einsparung zeitigte einen ideellen Verlust: heute ist das Parlament entrückt der nicht zu unterschätzenden Einflußsphäre von Sydney und Melbourne; den Börsen, Industrie- und Großfarmer Einflüssen.

Dies war der tiefere Sinn, weshalb Canberra gegründet (auch um dem ewigen Eiferjuchtsant zwischen den beiden Städten ein Ende zu machen) und das Federal-Gebiet als souveräner Staat geschaffen wurde. Und es soll zugleich Symbol sein der Einheit

Australiens, das bis zur Schaffung des Bundesstaates (1901) zerstückelt war in sechs Einzelstaaten, die sich wirtschaftlich bekämpften wie Feinde.

Eine Nation, die den Mut zum Kühnen hat — im Guten wie im Schlechten — und deren Regierung für eine Generation und nicht nur für den nächsten Tag denkt: diesem Volk wird die Zukunft sein. Es trägt, wenn auch manchmal murrend, die Lasten des Heute für ein größeres Morgen.

Diese Erkenntnis gab mir Australiens Hauptstadt, als ich abends vor den geschlossenen Türen des Kinopalastes wieder umkehrte und zurück ging ins Hotel.

Um zwei Rüben und fünf Beeren

Von W. Schrader-Braunschweig

Nachdruck verboten.

Christel Sandbagen hatte das Glück, von der Högener Gemeinde als Nachthirtin angestellt zu werden. Der alte Hinz war mit dem Tode abgegangen, und als sich dann sein Schwiegerohn, eben jener Christel Sandbagen, erbot, das Vieh des Nachts vor dem Tore zu hüten, nahm man ihn. Zwei Taler gab für den ganzen Monat, und das war heiliger nicht viel. Am Tage bestellte er für seine Nachbarn die Schuhe aus, und wenn Christel nicht schliefte, schlief er in der kleinen Kammer, die gleich neben der rauchgefüllten Küche lag. Gar oft kloß ihn der Schlaf, wenn der Hunger zu sehr in seinem Magen wühlte. War keine Einte auch fleißig und half hier und da, die Wäsche am Frühstück mit dem Waldholz zu bearbeiten, es langte nicht hin und nicht her. Und als nun im Mai die kleine Bärbel zur Welt kam, wurde Schmalhans gar oft zum Kühenmeister.

Kein Wunder, daß Christel Sandbagen des Nachts, wenn er mit seinen Schweinen, Ziegen und Kühen allein unter Gottes Himmel stand, allerhand Gedanken kamen. Neben den Tristwogen wuchsen in den Gärten der Högener schon Salat, Rüben, Erdbeeren und andere Lederbissen. Wenn er nun hier und da aus dem dicht gewachsenen etwas nahm, ob das wohl bemerkt würde? Drohend stand dann die Strafe des Untermastertauchens vor ihm und murrenden Ragens ging er weiter. Genügend Umwechslung bot ihm ja das Zusammenhalten des Viehes, besonders dann, wenn kein Mond und kein Stern am Himmel stand.

Der letzte Garten vor dem freien Felde gehörte dem reichen Basse, jenem Rademacher, der am Weinberggraben vor und auf seinem Grundstück so manchen invaliden Wagen stehen hatte, den neue Räder wieder aufstellen sollten. Viele Gesellen und Wehrlinge schafften für ihn und ein Taler kam nach dem anderen auf die hohe Kante. Und in diesem Garten des ebenso ehrlichen wie geizigen Rademachers wuchsen die schönsten Erdbeeren. Selbst in der Dunkelheit leuchtete die rote Farbe und Christel Sandbagen mußte zur anderen Seite schauen, denn sonst würde seine Hand von den saftigen Früchten gar zu sehr angezogen.

Eine warme Nacht im Juni des Jahres 1754 war es. Nur ein Stückchen schwarzes Brot hatte ihm seine Einte am Abend mitgegeben können, und das war längst verzehrt. Arg wühlte der Hunger in seinem Magen, während rechts und links Ebbares, Hungerstillendes, wuchs. Schau schaute Christel hinter sich, niemand war zu sehen, schnell hiel er zwei Mohrrüben und da eine Handvoll Erdbeeren und nun ins freie Feld zum Vieh. — Da schnappte es neben ihm, vor Schred wäre ihm das loeben Geerntete fast aus den Händen gefallen. Doch es war nur ein Kind, das neugierig auf Christel gibt ihm das Kraut der beiden Rüben und verzehrt selbst einen Teil.

Doch, wer pfeift denn da? Kommt jemand? Hat ihn einer der Gartenbesitzer belauscht und beobachtet? Wahrscheinlich! Rademacher Basse kommt und mit ihm ein Wachmann von der Torwache. Alles Weanem und Beteuern hilft ihm nichts; Christel wurde am anderen Morgen am Tore gefänglich eingezogen.

Umständliche Verhöre folgten; alle Gartenbesitzer waren natürlich der Meinung, daß ihre Ernte im vergangenen Jahre größer gewesen und nur Christel, der Nachthirt, konnte daran schuld sein. Schließlich verurteilte man ihn auf dem Hagenatbaue zur Strafe des Untertauchens im eisernen Korbe, und zwar achimal hintereinander. Der Nachthirt sollte die Strafe vollziehen, doch, ausführen ließ sich der Befehl nicht; denn der Pfahl war samt dem eisernen Korbe in den Fluß gefallen. Nicht erst jetzt! Schon im vergangenen Sommer hatten spielende Kinder den morghen Stamm umgerissen. Und nun lag er da am Ufer. Der große Querbalken mit dem Korbe sagte kaum noch aus dem Wasser heraus.

Also, sagte der Bürgermeister auf dem Hagenatbaue zum Nachthirt, ihr müßt den Pfahl aus dem Wasser ziehen und aufstellen, damit die Strafe vollzogen werden kann. Doch dieser entgegnete, daß er und seine Knechte wohl Hentersdienste zu tun sich verpflichtet hätten, das Anordnunghalten der Schandpfähle, Marterpfähle und Galgen aber sei nicht ihre Sache.

Darob große Beratung im Rathhaue. Der der Rechte kundig war, erklärte, daß der Pfahl auf Kosten der Stadt aus dem Wasser gezogen und an seinen Standort gelegt werden müsse. Das Neuauf-

stellen und die vielleicht nötig werdenden Erneuerungen an Pfahl und Korbe aber wären Angelegenheiten der hochfürstlichen Kammer.

Also wurde die Zimmergilde aufgefordert, den Pfahl vor dem Tore mit allem, was daranhängt und dazugehört, aus dem Fluße herauszubringen und die Rechnung mit genauen Angaben dem Ratstämmerer einzureichen.

Nach kaum drei Wochen war das geschehen und nun schrieben Bürgermeister und Rat an die hochfürstliche Kammer den folgenden Brief:

Hoch- und Gehoborene Herren.

Unsern untertänigsten Gruß zuvor.

Demnach ein Nachthirt wegen Gartendiebstahls eingezogen und ihm die Strafe des Korbes zuerkannt ist, berichtet der Nachthirt, daß der Korbe schadhaft und die Klappe nicht mehr daran befindlich. So haben Euer Hochwohl- und Hochedelgeboren mir solchen Biers durch vermeiden und geborsamt eruchen wollen. Sie belieben die Verordnung ergehen zu lassen, daß der Korbe, womit die Gartendiebe zu bestrafen, fürderlamst repariert werden möge.

Dienfertgebens und untertänigst

Rat und Bürgermeister.

Nicht, daß nun die Kammer gleich nach Einlauf dieses Schreibens das Nötige veranlaßt hätte! Zunächst mußte festgestellt werden, ob sie denn überhaupt zur Erneuerung von Pfahl und Korbe zuständig war. Und siehe, aus früherer Sache gleicher Art ergab sich, daß die Kammer den Korbe zu liefern und instand zu halten, daß aber der Rat für alles, was am Schandpfahl von Holz war, aufzukommen hatte. Es wurden nun Rat und Bürgermeister von diesem Vorgang in Kenntnis gesetzt und um schriftliche Bereiterklärung zur Erneuerung des Pfahls und Querbalkens erucht. Was auch geschah.

Mitte Oktober lieferte Meister Heinrich Schmid den eisernen Korbe am Tore ab und erhielt für die Ausbesserung gedachten Korbes aus der Kammerkasse einen Taler und achtzehn Gutegroschen. Ende Oktober bauten die vom Rat bestellten Zimmerleute den neuen Galgen auf.

Christel Sandbagen hatte diese ganze Zeit in seiner dumpfen Gefängniszelle zubringen müssen. Arg feucht war der Keller des Hagenatbaues und manche Ratte flatterte dem armen Nachthirtin einen Besuch ab. Wegen zwei Mohrrüben und einer Handvoll Erdbeeren blieb ihm nichts erspart; die Sorge um Weib und Kinder verließ ihn nie. Gar oft fragte Christel seine Wärter, warum man ihn nicht endlich in den eisernen Korbe bringe, das Untertauchen im sommerwarmen Fluß erschien ihm längst nicht so schlimm als das Warten im elenden Gefängnis.

Mittlerweile kam der Winter und der Fluß froz zu, so daß man mit Pferd und Wagen nicht darüber hinwegfahren können. Rat und Bürgermeister waren einig, daß nun die Strafe an Christel Sandbagen nicht vollzogen werden konnte; im Protokoll hieß es: Man wartet des Frühjahrs und des Auftausens des Flusses ab.

Im März wars endlich so weit. Christel Sandbagen fuhr auf dem Schindertarren zum Richtplatz. Viel Volk war zur Begehung und zum Schauen gekommen. Und es lobnte sich. Christel Sandbagen, abgestumpft, abgehungert und wenig widerstandsfähig erlitt beim ersten Niedertauchen in die kalte Flut einen Herzschlag.

Was zu Protokoll genommen wurde. Von Rechts wegen!

Wegen zwei Mohrrüben und fünf Erdbeeren.

Der Sechstakt-Motor

Eine umwälzende Erfindung, die uns 50 Prozent Brennstoffersparnis bringen wird.

(Nachdruck verboten.)

In seinem chemisch-technischen Laboratorium in der Technischen Hochschule zu Berlin steht ein Mann. Hoch verhältnismäßig jung — kaum vierzig — und schon unter seinen Fachkollegen ansehnlich als einer, der viel geleistet und von dem man noch viel zu erwarten hat. Bis heute konnte man seinen Namen in der breiten Öffentlichkeit kaum. Man wußte nicht, daß er bedeutende Entdeckungen auf dem Gebiete der Entgasung und Vergasung von Brennstoffen gemacht hatte, daß er der Verfasser zahlreicher Arbeiten über chemische Technik, Brennstoff-Chemie, Gas-Industrie, Kolerie usw. usw. war.

Künftig aber wird nicht nur die technisch-interessierte Welt ihn kennen. Denn er hat eine Erfindung gemacht, die im Motorenbau der Zukunft, d. h. auch in der gesamten Automobil-Flugzeug-Industrie usw. eine gewaltige Umstellung hervorrufen wird. Professor Terres, von dem hier die Rede ist, hat einen Sechstakt-Motor erfunden, der eine Brennstoffersparnis von 50 bis 55 Prozent gegenüber allen in unseren Kraftfahrzeugen eingebauten Viertakt-Motoren aufweist. Jedes neue Fahrzeug, das von nun an konstruiert wird, wird den Terres'schen Sechstakt-Motor führen müssen, um konkurrenzfähig zu sein.

Wie kommt diese erstaunliche Brennstoffersparnis zustande? Bisber fiel der Verbrennungsorgan im Motor in einem Zuge ab; Professor Terres unterteilt ihn in zwei Abschnitte. Das Wesentliche seiner Neuentdeckung besteht darin, daß nach der